

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Auf dem Eulenhof.

(Schluß.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

23.

An dem kleinen Tisch ihres Schlafstübchens saß Elise und beschrieb in fieberhafter Eile ein abgerissenes Briefblatt. Wenn unten im Hause ein Geräusch laut wurde, erschrak sie und horchte mit angespannten Sinnen, ob jemand käme. Sie mußte fertig werden, ehe Heinrich aus dem Flecken zurückkehrte.

Jetzt noch ihren Namen, ein flüchtiges Überlesen; dann nimmt sie das wollene Umschlagtuch, das fest zusammengengerollt neben ihr auf dem Tische liegt, unter den Arm und schleicht auf den Zehen hinaus. Ganz vorsichtig dreht sie den Schlüssel um und birgt ihn in der Tasche ihres Kleiderrocks.

Lauflos ist sie dem Hause entschlüpft und eilt nun sprunghaft den Talweg hinab. Die Sterne glitzern eiskalt aus dem starren Nachtblau. Sie fühlt die Kälte nicht; ihr Herz pocht erregt.

Wenn jetzt nur niemand den Berg herauf kommt! Wenn sie nur den Kreuzweg erreicht, ehe Heinrich mit dem Vorsteher ihr begegnet!

Nun biegt sie fast atemlos in den Kreuzweg ein. Zwei Steinwürfe weit liegt der Friedhof. Da ist sie sicher; dahin verirrt sich niemand an einem Abend der Winterfestwoche. Und da ist sie — daheim.

Doch das Tor ist verschlossen. Sie weiß nur, oben ist die Mauer im Weinberg so niedrig, daß man leicht hinübersteigen kann. Dahin!

Sie huscht durch den Weinbergpfad und schaut nun, einen Augenblick innehaltend, mit unterdrücktem Atem über das mondhelle Gräberfeld. Ein Frostschauer durchrieselt sie. Da wickelt sie vorsichtig ihr Umschlagtuch auf und hält ein matt blinkendes Etwas in den Fingern. Ein Widerschein des Mondlichts; dann verschwindet es in ihrer Hand.

Ganz in der Nähe leuchtet weiß die Marmorsäule ihrer Mutter. Anknend verweilt sie daran einige Augenblicke voll Beben und strebt nun mit etwas langsamer werdendem Gange der Gruft des Vaters zu, über deren Steinblock die Zweige einer Trauerweide niederhängen.

Ein verhaltenes Schluchzen will sich freimachen aus ihrer Brust, da zerrt sie mit zitternden Fingern an dem verborgenen Ding in ihrer Hand, hebt es zuckend an den Mund und trinkt gurgelnd daraus das Vergessen.

Langsam niederstinkend schmiegt sie sich fest an das Stämmchen der Weide, verbeißt das krampfende, schmerzvolle Wühlen in ihrem Innern und will, als ihr fröstelnd die Besinnung schwindet, das Tuch fester um ihre Schultern ziehen; aber da breitet schon der ewige Schlummer seine Fittiche um sie.

Man hatte einmal durchs Haus nach ihr gerufen; dann war Emilie an ihrer verschlossenen Schlafkammertür gewesen, und erst, als sich die Stunden immer endloser dehnten und es schon auf Mitternacht anging, da löste der Vorsteher die bange Spannung und sagte: „Aber daß die von all dem Rufen nichts hören soll, ist mehr wie kurios.“

Jakob und Emilie gingen die Treppe hinauf, klopfen

immer stärker an der Tür und lauschten dann, das Ohr am Pfosten, ob sich drinnen nichts regte. Aber es blieb still. Sie riefen Elisens Namen, nichts rührte sich.

„Dann muß was passiert sein“, entschied Jakob und ging daran, die Tür aufzubrechen.

Aber das Zimmer war leer, das weiß bedeckte Bett stand unberührt. Da sah man den Zettel auf dem Tisch liegen. Ein jeder las: aber man schaute sich, einander von den bangen Ahnungen zu sagen, die einem das Gemüt erregten. Langsam trachteten sie die Treppe wieder hinab und ratschlagten. Und wieder las man die Worte auf dem Zettel:

„Ihr wißt, was der letzte Wunsch des Vaters war. Darum gebt dem Hof seinen Frieden. Er hat Platz für Euch alle, Ihr braucht bloß einträchtig zu sein. Elise.“

Kathrin war die erste, die ihren Vermutungen Ausdruck gab.

„So was schreibt doch kein Mädchen, das bald Versprechungen feiern will.“

Jakob, der unruhig im Zimmer auf- und abging, warf feindselig ein:

„Wenn man von einem getrieben wird, tut man viel.“

„Wer hat getrieben?“ fragte Heinrich gereizt.

Doch Babett beschwichtigte die Zornvollen:

„Ihr habt doch gelesen, was sie schreibt. Frieden sollt ihr halten.“

„Ich mein nun auch“, pflichtete ihr der Vorsteher bei, „danach dürft euch heut abend der Kopf nit stehen. Man kann doch gar nit wissen, was passiert ist.“

„Passiert?“ machte Kathrin. „Nach Vertrich wird sie gefahren sein. Und das mit der Verloberei ist ihr beizusammen genug noch leid geworden.“ Ich hätt's auch nit begreifen können von der Elise.“

Heinrich sah sie zornig von der Seite an und suchte nach einer Antwort auf ihre verächtlichen Worte. Aber da stand Jakob plötzlich, ohne etwas zu sagen, entschlossen auf, und die Blicke der anderen richteten sich voll Erwarten auf ihn, was er wohl tun werde. Er ging hinaus auf den Flur und langte sich seine Mütze vom Wandbrett.

„Wohin willst du denn jetzt?“ fragte Babett unruhig besorgt.

„Ich geh mal auf den Bahnhof und seh, ob da noch Licht ist“, antwortete er. „Wenn sie wirklich fortgefahren ist, dann müssen die Beamten es doch wissen.“

Der Vorsteher sah nach der Kastenuhr, die eben zum Schläge aushob.

„Schon zwölf?“ sagte er. „Dann wird es aber Zeit für mich. Na, ihr wißt mich ja zu finden.“

Er ging mit Jakob hinaus, und Babett rief ihnen noch voll schmerzlicher Ungeduld nach:

„Vielleicht nimmst du den Hund mit, Jakob, daß er am End die Spur findet.“

Jetzt verlor auch Heinrich seine erzwungene Ruhe und sagte:

„Ja, irgendwo muß sie doch sein; da stecken wir die Latern an und suchen mal im Stall und im Schuppen und aufm Speicher.“

„Sucht nur!“ meinte Kathrin spöttisch; „die Elts spielt nichts auch grad mit euch Bersteddich.“
Das Licht wanderte durch alle Räume, hinauf, hinab, schwankte über den dunklen Hof und wieder zurück, aber sie erwarteten selber wohl nicht, daß sie die Verlorene fänden. —

Unterdessen waren Jakob und der Vorsteher an den Kreuzweg gekommen und bemerkten nun, daß der Hund auf einmal stehen blieb und die Nase schnuppernd auf den Boden stieß. Dann schoß er schnurgerade und trotzdem Jakob ihn zurückrief, webelnd in den Kirchhofsweg hinein und verschwand bald darauf in den Zeilen der Weinberge. Nach einer kurzen Weile gab er eigentümlich knurrenden Standlaut, so daß die beiden, ohne weiter zu überlegen, ihm nachzugehen beschloßen.

„Man kann alles nit wissen“, sagte der Vorsteher, „das Mädchen war das lehtemal, wie ich's gesehen hab, so wunderbar, daß —“

„Ja, und wo ihm der Kerl so zuseht hat“, antwortete Jakob.

Wieder schlug das jappende Gebell des Hundes in die frostige Nacht.

„Das ist ja auf dem Kirchhof“, stotterte Jakob mit versagendem Atem.

Leise schlichen sie auf das Tor zu, klammerten die zitternden Hände um die Eisenstangen und suchten mit vorgeschobenem Kopf durch die Gräberreihen.

Aber kein Taglicht hätte ihnen grausamere Gewißheit geben können als diese weiße Mondnacht.

„Sie ist es“, flüsterte Jakob, und sein Blut klopfte ihm rückweise den Hals hinauf. „Da auf dem Grab vom Eulenhöfer!“

„Ich seh nit so weit“, entgegnete der Vorsteher; „lebt sie denn?“

„Der Hund zauft an ihr; aber sie bewegt sich nit.“

„Dann hat sie's doch nit über sich gebracht“, sagte hoffnungslos der Alte. „Dann war's doch schwerer für sie, wie ich gedacht hab.“

Aber indem er Jakob so vor das Rechte stellte, schien es dem wieder unsagbar, daß sie wirklich tot sei. Ein plötzliches Gefühl der Mitschuld machte es ihm heiß.

„Wir müssen hin“, sagte er, schwang sich auf die Mauer und half auch dem Vorsteher hinauf.

Und nun standen sie am Grabe des Eulenhöfers und sahen, was geschehen war. Da lag die kleine braune Flasche mit dem beißend scharfen Geruch, und als Jakob Elsis Hände und Wangen berührte, waren sie kalt wie Eis.

„Das gnad ihm der Herrgott“, sagte er mit mühsam beherrschter, zitternder Stimme; „daß er sie dahin getrieben hat, soll ihm nachgehen sein ganzes Leben.“

Er beugte sich über die Tote, stützte sich auf den Steinblock und stand so eine Zeitlang in Gedanken versunken.

„Lieber Jung“, redete der Vorsteher tröstend auf ihn ein, „mußt nit so hart sprechen; man weiß nit, was schwerer für sie war, das eine oder das andere. Aber der Streit muß jetzt aufhören aufm Eulenhof, ihr müßt euch vertragen, Jakob; denn dafür ist sie ja gestorben.“

„Vertragen? Mit einem, der so viel Elend über das arme Mädchen gebracht hat, daß es nit mehr leben konnt?“

„Ich sag dir, Jakob, man weiß nit, was schwerer für sie war. Wenn du mal so reingucken könntst wie ich, lieber Jung, du täst anders denken. Sicher!“

„Reingucken? Die Elts und ihren Vater hat er unter die Erd gebracht. So gud ich rein.“

„n Masse Sorgen hatten sie zu tragen, das stimmt. Aber, Jakob, es war auch noch was anderes als der Heinrich und dem seine Schuld. Mir kannst du's ja glauben; denn ich weiß es vom Eulenhöfer selber und weiß auch, wie schwer das auf seinem Leben gelegen hat. Wenn ich dir's nur sagen dürft, Jung! Aber du wirst es ja gewahr werden.“

Da hob Jakob langsam den Kopf auf und sah ihn mit stummem fragendem Ernste an.

„Ja, wenn ich dir's nur sagen dürft“, wiederholte der Alte bewegt.

Da löste sich ein Stöhnen aus Jakobs Brust, und beinahe vorwurfsvoll sagte er:

„Daß ich's denn um den Eulenhof verdient, daß mir was verheimlicht wird?“

„Run, dann gut, ich sag's dir, weil du 'n vernünftiger Mann bist. Aber eins gegen das andere; gib mir die Hand drauf, daß du auch alles in seine Ordnung bringst und dem Eulenhöfer seine Ruh gibst.“

Als Jakob noch zögerte, fügte er hinzu:

„Die zwei da sind gestorben dafür, tu's ihnen zulieb!“

Da legte er seine harte Arbeitshand in die des Alten und sagte:

„Ich tu, was sein muß.“

„Dann komm, lieber Jung“, schloß der Vorsteher, von Rührung übermannt; „jetzt haben wir ja was anderes zu tun; daheim sollst du alles wissen, alles.“

Jakob bückte sich schweigend zur Erde und nahm die tote Last liebevoll in seine Arme. In dem weißen Totenhäuschen, dessen Tür nur verriegelt war, stand eine Tragbahre; darauf legten sie den Leichnam und deckten das schwarze Tuch darüber.

So trugen sie ihn in Treue das Tal hinauf zum Eulenhof.

24.

Seit dieser Nacht hat sich dort manches erneut. Aber der Zeiten wechselvoller Lauf war von einem gedeihlichen Frieden gesegnet.

Der greise Vorsteher war in jener Nacht nicht eher vom Eulenhof gewichen, bis Jakob um alle Wirrnisse der Vergangenheit wußte und sich mit Heinrich versöhnt hatte.

Dann war er auf seinen eigenen Wunsch für die erste Zeit zum Sachverwalter bestellt worden, und sein Vater hätte treulicher und unermüdlicher für die Regelung der Verhältnisse auf dem Eulenhof sorgen können, als dieses selbstlos wirkende Männchen es tat.

Schon nach den ersten Tagen war alles Zuwidere überwunden, alles Verwickelte entwirrt.

Heinrich war für die Herbstarbeit noch auf dem Hofe geblieben; dann hatte er freiwillig auf das ihm zugesagte Erbeil verzichtet und eine Verwalterstelle am Rhein angenommen.

Ein Jahr darauf war die Nachlaßregelung beendet, und Jakob, der Eigentümer vom Eulenhof, hatte Emilie zur Gutsfrau gemacht.

Aber nicht eher war geruht worden, bis vom Reichskanzler in Berlin die Genehmigung eintraf, daß Jakob den Namen seines Vaters führen durfte. So hatte der Türspruch des Eulenhofs wieder seine Bedeutung bekommen, und er wird sie behalten; denn der jungen, sonnigen Ehe des Paares sind drei kräftige Bauernbüschlein entsprossen.

Das erste von ihnen, das den Namen Adolf trägt, hat die alte gute Babett noch auf ihrem Schoß gewiegt, die nun unter den großen Kastanienbäumen in einer gemeinsamen Gruft mit Elise schlummert; das war ihr letzter Wunsch gewesen.

Die Kathrin aber ist auf dem Eulenhof geblieben und führt ihr mehr lautes als strenges Regiment über zwei Mägde, denen ebensoviel arbeitstüchtige Mosebüschlein als Knechte zugesellt sind.

Die Scholle des Eulenhofs wird gesegnet bleiben.

— E n d e . —

Von toten Dingen.

Von Heinz Scharf.

Fridolin war eine jener holterischen Naturen, die immer irgend etwas in die Ecke feuern mußten. Denen immer alles gegen den Strich ging.

Su, wie die armen, unschuldigen Gegenstände des täglichen Lebens Respekt vor ihm hatten! Wie sie sich duckten, klein machten, aus seinen Augen zu rücken trachteten!

Wie zitterten die Kaffeetassen, die Tintenfüßer, die Aschenbecher, wenn Fridolin wütend auf sie zugeschritten kam, wie machte sich das Vinea noch einmal so dünn, versteckten sich Bleistifte und Federhalter unter Blücher und Zeitungen. Wie klappete das Federmesser zusammen, aus Furcht, an die Wand geschleudert zu werden. . . .

Dünnen die Dinge Arme und Beine gehabt, sie wären händelndes danongeführt.

„Verdammt!“ rief Fridolin, „ich habe doch im Augenblick noch mein Messer da liegen gehabt, mein Lineal benützt, meinen Zirkel auf den Tisch gelegt, wer hat mir das wieder vor der Nase davongetragen?“

Oder er schrie, blaurot im Gesicht: „Meine Haarbürste?! — Meine Tabatiere?! — Mein Augenglas?!“ — Dann wieder verlor er eine Nadel, die sich trotz allen Suchens nicht finden ließ.

Seine Frau kam bei solchen Gelegenheiten angestürzt und sagte sanft: „Aber Fridolin, da liegt doch das Lineal, der Zirkel, die Nadel. Du mußt nur die Augen aufmachen!“

„So?“ brummte Fridolin lachend und fand die Dinge rein wie verheert. Sprang nur noch schlummer mit ihnen um.

Bis es seiner Frau eines Tages zu dumm wurde. Sie die ewige Bladerlei satt hatte. Nach einem besonders heftigen Hornesausbruch seinerseits erariff sie plötzlich die Dinge, wie sie ihr in die Hände kamen, und schleuderte sie ihm an den Kopf.

Bei, wie sie da Rache nahmen, ihrem lange aufgespeicher-ten Groll freien Lauf ließen!

Schlief das Lineal Fridolin zwischen die Augen und zog ihm eine blutige Schramme quer über die Stirn; mit welcher Wonne spritzte ihm das Tintenfaß die Tinte ins Gesicht; wie bohnte sich der Pfeilkopf in sein Haupt, daß es nur so spaltete und platzte.

Schauerlich rächten sich die armen toten Dinge für das Martyrium an Fridolins Seite. Als er sich erschöpft in den Lehnstuhl fallen ließ, pickt sich ihn die Nadel noch durchbohrend ins Fleisch, daß er wie ein Frosch in die Höhe sprang und wie ein Wahnsinniger im Zimmer umherstanzte. Die Raffetassen brachen in lachendes Geklirr aus, der Stiefelzieher stellte ihm ein Bein, es war eine radikale Abrechnung. Sogar das Bett trachtete dann zum Schluß noch unter ihm hämisch zusammen. . . .

Ein Hosentopf, sofern er auf Reputation hält, kann sich im Kinnstein nicht wohl fühlen.

Der Hosentopf, von dem hier die Rede ist, stammte außerdem noch von der Unausprechlichen des Herrn Bürgermeistermeisters und war deutsches Reichspatent. Mitten auf der Straße lag er, und trotz seiner vornehmen Herkunft wollte ihn kein Mensch aufheben. Umsonst hub er an in der Sonne zu blühen, ließ er sich vom Wind auf den Gebsteig schleudern und sah melancholisch zum Himmel auf; er fand in keines Menschen Auge Erbarmen. Die fest angenähten Knöpfe an den Hosentopfen lachten ihn außerdem noch aus und sahen mit einer Geringschätzung auf ihn herab, daß der Arme dumpfe Rachepläne zu brüten begann.

Er legte sich breit und tüdlich hin und wartete auf die Gelegenheit, seine Pläne ausführen zu können.

Es dauerte nicht lange, kam torkelnd ein stiller Zecher seines Weges und hielt die Nase nichtsahnend zu den Sternen. Tröblich trat er auf den Hosentopf, schtr-hums! sah er schon da auf der Erde und die Knöpfe seiner Hose rissen und sprangen in weitem Bogen auf die Straße hin.

„Bonjour!“ empfing sie grinsend unser Knopf und äußerte sich ungemein befriedigt über dieses Resultat, das Hochmut so schnell und verdient zu Fall kommen ließ.

Und an der gleichen Stelle saßen in derselben Nacht noch mehrere Passanten hin. Dabei eilten die Knöpfe von ihren Bekleidern, daß dem Anheißstier auf der Straße die Löcher im Leibe lachten.

Andern Tags ging der Schneidermeister Zwirn an der Unfallstelle vorüber. Er sah die Knöpfe liegen, strich sich den dünnen Niederbart, sammelte die Verstreuten mit lobenswerthem Schnitzergewitz und nähte sie im Laufe der Zeit wieder an anderen Hosen seiner P. T. Kundschaft an.

Und es traf sich, daß auf diese Art unser heimtückischer Hosentopf nun an die Hufe des ersten Bürgermeister der Stadt zu sitzen kam. Da schwoll ihm wieder der Ramm und er vergaß ganz die Lehre aus dem Vorfalle zu ziehen, daß jedermanns Schicksal oft nur an einem dünnen Faden hängt und keiner weiß, ob er nicht einmal auf der Straße endet.

Ein ganz verrosteter Schuhnagel lag im Sturm und Wetter da.

Welchen Einfluß hätte nun ein so unbeachtetes Ding auf irgend ein menschliches Geschick nehmen können? Sagen wir, im Leben eines Bankdirektors? Sehen wir zu:

Der Generaldirektor einer Bank sah die ganze Nacht über seinen Büchern. Aus allen Himmelsrichtungen ließ er sich die Kurse sämtlicher Valuten drahten und setzte am Morgen alles auf eine Karte. Er ließ einen Bankauftrag ergehen, bei dem sein ganzes Vermögen auf dem Spiel stand. Entweder seine Spekulation gelang, dann war er mehrfacher Millionär — oder sie mißlang, dann war er ein Bettler.

Wie stellte sich nun unser Schuhnagel zu dieser Transaktion? Bei Gott, er war dagegen, er hielt es für seine Pflicht, den Generaldirektor vor dem Ruin zu bewahren.

Pfisch! fuhr er dem Radiateur, der den Bankauftrag zur Post bringen sollte, in die Pneumatik und nötigte ihn, zu Fuß zu gehen. Der arme Teufel lief, was er konnte, kam aber trotzdem zu spät, um den richtigen Postzug noch zu erreichen.

Und am Abend hätte der Bankier alles verloren gehabt, wenn sein Auftrag rechtzeitig eingelangt wäre. . . .

Ihr denkt, es hätte auch anders kommen können. Der Schuhnagel hätte durch sein Vorgehen den Direktor am Erwerb eines Riesenvermögens hindern können? Nun, das ist ganz das gleiche. Dann geht ihr doch zu, daß so ein Schuhnagel auf jeden Fall ein Wort mit dreintreden kann in einer Sache, wenn er gerade Lust dazu hat.

Mitten in der Nacht wollte einmal ein gottbeanadeter Dichter ein Gedicht niederschreiben, als die Muse gnadenspendend halb im Traum sich über ihn gebeugt hatte.

Aber da war ein alter, giftgrüner Bleistift, der nicht gern in seiner Nachtruhe gestört sein mochte und sich überhaupt gegen alles Schöne proletenhaft sträubte. Als der Dichter ihn ergreifen wollte, um die Verse, die ihm zuströmten, aufzuzeichnen, brach er ganz einfach ab. Dem Poeten stand nun weder ein anderes Schreibzeug zur Verfügung, noch ein Taschenmesser, um den Giftgrünen zur Raision zu bringen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich auf den Morgen zu verträufeln, um dann sein Poem niederschreiben.

Am Morgen aber waren die herrlichen Verse alle vergessen.

So kam die Literatur durch einen alten, griesgrämigen Bleistift vielleicht um eines der schönsten Gedichte.

* * * Weihnachts-Büchertisch * * *

Schöne Literatur.

Stefan Zweig, der Dichter des Amok, veröffentlicht in seinem neuen Novellenband „Verwirrung der Gefühle“ (Insel-Verlag, Leipzig) wieder die ebenso spannenden wie von Leidenschaft durchgluteten Schilderungen des Seelenlebens, deren geistvolle Erzählung in den Bann unmittelbarer Teilnahme am Erleben und Erleiden der Gestalten zwingt. Mit meisterhaftem Vortrag werden die festesten Handlungen, die Problematik des Schicksals und der Kräfte, die es veranlassen, erzählt, mit bildhafter Sprache und dem künstlerischen Gestaltungswillen des Dichters deutlich gemacht. Ein Buch von hinreißendem Schwung und überragender Form des Ausdruckswillens. — Die Entstehung der Buddenbrooks schildert Thomas Mann in einer Rede, die er aus Anlaß der 700-Jahrfeier

seiner Heimatstadt im Lübecker Stadttheater hielt. „Lübeck als geistige Lebensform“ war das Thema seiner Ausführungen, die jetzt als Büchlein (in Otto Kuhsoms Verlag, Lübeck) erschienen sind. Im gleichen Verlag kam heraus von Joseph Fonten: „Die letzte Reise“ (mit vier eckfarbenen Offsettafeln von Julie Fonten und Herm. Hesse), in der ein Einsamer nach dem Erlebnis einer Weltreise neue Wege und Ziele an der Seite seiner Frau findet, sowie von Siegfried Siwerts, dem schwedischen Dichter der „Seelands“, die Novelle „Das Witwenspiel“, die Geschichte von Trassohn, dessen Missetat seinem Weibe zum Verhängnis wurde. — Ernst Jahn's neuer Roman: „Die Hochzeit des Gaudenz Orell“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), ist ein Eheroman voll warmen menschlichen Verständens, die Geschichte eines jener Helden des Alltags, die wenig Aufhebens von sich machen. Kraftgesättigte

Sprache und rein ausgeführte, edle Zeichnung der Charaktere sichern der gebaltvollen, erlebnisreichen Erzählung eine dauernde Stellung in dem reichen Werk des Schweizer Meisters. — Von Eberhard König, dem Dichter aus dem „Türmer“-Kreis, erschien „Hedel von Wallmoden“, gen. Hedel Unversiert (bei Greiner u. Pfeiffer), die von farbenrauschender und abenteuerlich-durchwebter Phantasie erfüllte romantische Lebensschilderung eines reinen, heldischen und furchtlosen Jünglings, die der Dichter selbst als bunte Mär bezeichnet und die ein unserer Zeit entsprossenes Buch von deutschem Welt- und Gottgefühl ist und dazu ein Kunstwerk deutscher Sprache und Sprachwiedergeburt. — Sigrid Undset, der norwegischen Dichterin großangelegter Lebensroman „Kristin Lavransdatter“, der noch vor seiner Beendigung Weltberühmtheit erlangte, erzählt mit dem jetzt erschienenen 3. Bande: „Das Kreuz“, seinen eindrucksvollen Abschluss. Auch dieser Band, der wieder von F. Sandmeier mit feinem Einfühlen in die dichterischen Absichten der Verfasserin überfetzt wurde, festelt durch die lebendige und anschauliche Schilderung der wechselvollen Schicksale der Heldin und ihrer Umgebung, die den Leser zu spannungsvoller Anteilnahme in jeder Phase der Entwicklung zwingt. — In dem Roman „Frühling“ (Universitas Deutsche Verlags-A.G., Berlin W. 50) stellt Sigrid Undset ganz unmittelbar Glauben und Wissen um das Leben dar. Sie schrieb ihn als letztes großes Werk, ehe sie mit der Romantrilogie „Kristin Lavransdatter“ begann, als Abschluss und letztes Wort zu „Jenny“, die ebenfalls jetzt in einer neuen deutschen Ausgabe erschienen ist. Im „Frühling“ steht Sigrid Undset mitten in unserer und ihrer Zeit. Die Gestalt des Mannes, der Frau, der Kampf der beiden Geschlechter um die Verwirklichung letzter Möglichkeit sind der stärkste Einsatz einer Frau in die dichterische Neuschöpfung der Welt. — Dem im vorigen Jahr erschienenen Roman „Der arme Weise“ von Sherwood Anderson läßt der Insel-Verlag in Leipzig nunmehr ein Novellenband „Das Ei triumphiert“ folgen, der zu den bedeutendsten Büchern des amerikanischen Dichters zählt. In diesen Novellen ist nicht das Amerika der geschäftlichen Tüchtigkeit, der Erfolgsanbetung und des oberflächlich grotesken Wixes abgebildet, sondern das Lasten und Ringen, die schmerzliche Selbstbesinnung der amerikanischen Seele wird mit großer, schlichter Kunst und bannender Kraft gestaltet.

Eine neue Gustav Freytag-Ausgabe.

Die Klassikerfirma Hesse und Becker in Leipzig, der wir so manche schöne Ausgaben älterer und neuerer Dichter verdanken, hat es für eine Ehrenpflicht gehalten, nunmehr auch eine würdige Freytag-Ausgabe auf den Markt zu bringen. Das stattliche, zwölfbändige Werk enthält alles, was von Freytag lebendig geblieben ist. Eingeleitet wird es durch eine vollstündlich gehaltene, fesselnde Lebensbeschreibung des Dichters aus der Feder Hanns Martin Eisters. Der erste Band enthält dann weiter die überaus reizvollen Memoiren Gustav Freytags, eine gute Auswahl aus seinen Gedichten, das Lustspiel „Die Journalisten“ und viele seiner heute noch lesenswerten literarischen und kulturgeschichtlichen Aufsätze, darunter ganz ausgezeichnete Arbeiten über Otto Ludwig, Adelbert v. Chamisso, Fritz Reuter, Willibald Alexis, den Shakespeare- und Molière-Übersetzer Wolf Graf Baudissin, den Gelehrten Moritz Haupt u. v. a. Dann folgen ungekürzte, sorgfältig durchgesehene Ausgaben der Romane („Soll und Haben“, „Die verlorene Handchrift“, „Die Ahnen“) und endlich das große kulturgeschichtliche Werk „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, das ebenfalls vollständig geboten wird.

Gustav Freytag ist im Gegensatz zu den Jungdeutschen, die sich von Anfang an als Revolutionäre fühlten und daher auch in Heine und Börne ihre Häupter haben, ein Vertreter des zielbewußten deutschen Bürgertums. Er gehört keiner Richtung und keiner Schule an, aber auch er vermochte sich der Forderung der Zeit nicht zu entziehen, die gebieterisch nach realistischer Darstellung verlangte.

Was seinen großen Erfolg begründet hat, ist die schlichte, mild-fräftige Art, wie er die Tugenden und die Fehler der Deutschen in poetischen Gebilden, die niemals plastisch werden, behandelt und festgehalten hat. Gustav Freytag besaß neben seinem schönen Erzählertalent eine starke, innige Liebe zu seinem deutschen Vaterlande; er war ein gewissenhafter, treuer Arbeiter; er hat in einer Zeit, die einen stark ausgeprägten kleinbürgerlichen Zug hatte, stets und ständig auf den großen Gedanken des Staates hingewiesen als einer die Gesamtheit umschließenden Idee; er hatte endlich einen unerschütterlichen Glauben an die Güte seiner Nation und war überzeugt davon, daß das Volk auch in schlimmen Zeiten

aus sich selbst heraus Hilfsmittel und Heilkräfte findet. Manchmal erscheint er einem etwas nüchtern, aber dann wird man wieder überrascht durch die Weite seines Blickes, durch eine vornehme Männlichkeit und durch eine Herzensgüte, die so keusch ist, als daß sie sich stürmisch äußern könnte. . . . Möge die neue Freytag-Ausgabe, die der Verlag in ein sehr schönes Gewand gekleidet hat, in recht vielen Häusern heimisch werden!

Aus dem Bilderbuch eines Lebens.

Der schweizerische Dichter Walter Siegfried (1924 ausgezeichnet mit dem schweizerischen Schillerpreis) bietet in diesem „Bilderbuch eines Lebens“ (Verlag Ashmann und Scheller, Zürich und Leipzig) — das sein jahrebeitelanges Verweilen inmitten des besten geistigen und künstlerischen Deutschland umfaßt — ein eigenartiges Kunstwerk. Ein Werk, das neben dem außergewöhnlichen Reiz der persönlichen Färbung den Wert eines Kulturdokumentes besitzt. Plastisch ziehen Lebenszustände, Persönlichkeiten und Geschehnisse vorüber, von einem Künstler geschaut, von einem Psychologen erfasst, das Gewichtige immer wieder durch Humor und reizvolle Anekdoten aufgebellt, in fesselnder Folge, wie ein besonderer Lebensgang sie den Autor schauen ließ. Der Band enthält in natürlicher, fesselnder Folge die Bilder schweizerischen Lebens, das glänzende Kulturgemälde von Paris, überleitend nach Deutschland ein gleiches von Weimar, und schließlich die reich und breit angelegte Schilderung Münchens. An jedem Orte auf intime Weise in den Kreisen geschöpft, in Berührung mit Persönlichkeiten erlebt, die für das geistige Gepräge ihrer Zeit und Umwelt bezeichnend waren. 23 fein gewählte Bilderbeigaben vollenden die Lebendigkeit der Schilderungen.

Ein psychoanalytisches Volksbuch.

Von „Komplex“ und „Libido“, von Verdrängung und Sublimierung reden schon die Primaner und die Blaustrümpfe; Befugte und Unbefugte werfen die psychoanalytischen Schlagwörter ins Volk, aber bis jetzt gab es von der neuen freigelegten Seelenlehre, ihren Zusammenhängen und ihrem Geltungsbereich keine Darstellung für das Volk. Die Psychoanalyse ist im Neuaufbau der Nachkriegszeit eines der wesentlichsten, unentbehrlichsten Werkzeuge. Den Nachweis ihrer umfassenden Geltung zugleich mit ihrer umfassenden Darstellung hat ein Duzend bewährter psychoanalytischer Praktiker geleistet, die unter der Leitung von Dr. Paul Federn in Wien und Dr. Heinrich Meng in Stuttgart das „Psychoanalytische Volksbuch“ (im Hippokrates-Verlag, Stuttgart) herausgegeben haben. Durch enge und rege Fühlung zwischen den Herausgebern und den Autoren entstand nicht ein bunter Reigen, ein zusammengewürfeltes Mosaik, sondern ein bedachter Bau, ein prachtvolles Ensemblepiel mit verteilten Rollen. Einseitigkeit ist vermieden und die Einheit bewahrt. Die entsagungsvolle Bereitwilligkeit, allgemein-verständlich zu bleiben, hat das nicht minder bewirkt als die gemeinsame Verehrung Sigmund und Freuds, dessen Bildnis am Eingang des Buches steht. Das „Psychoanalytische Volksbuch“ ist ein psychologisches Lehrbuch für das praktische Leben, das erste unmittelbar anwendbare Lehrbuch der Psychologie überhaupt. Seelische Erziehung und Selbsterziehung, Beherrschung der inneren Kräfte ist vornehmster Zweck dieses Volksbuchs und der Psychoanalyse überhaupt.

Lebenskunst.

Paul Langenscheidts „Lebenskunst“. Aus drei Jahrtausenden Weltweisheit. (Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W. 7.) Dieses Buch — ein selbständiges und unabhängiges Gegenstück zur „Diplomatie der Ehe“ des gleichen Verfassers — ist kein steifes, paragrafisches Lehrbuch, sondern vielmehr das Ergebnis und der Niederschlag einer in einem mehr als sechzigjährigen, arbeitsreichen Leben gesammelten und gereinigten Lebenserfahrung. In flüssigem Stil, ohne jemals doktrinär zu werden, führt uns der Verfasser in die schwierige Lebenskunst ein, indem er seine Lehren durch zahlreiche Beispiele aus der Geschichte und durch tauelnde Erfahrungstatsachen des täglichen Lebens belegt. „Aus drei Jahrtausenden Weltweisheit“ lautet der Untertitel, denn Zitate von Aristoteles bis zu Nietzsche, von Herodot bis zu Kommissen, von Aristophanes bis zu Roda Roda verbrämen den eigentlichen Inhalt des Wertes. Dabei ist die „Lebenskunst“ äußerst dezent geschrieben, so daß dieses Buch auch jedem in das Leben Tretenden in die Hand gegeben werden kann.